

EMMANUEL
BOVE
EIN JUNGGESELLE

EDITION
diá

EMMANUEL BOVE

Ein Junggeselle

Roman

Aus dem Französischen
von Georges Hausemer

Edition diá

1. Kapitel

Seit dem Mittagessen war Albert Guittard unzufrieden mit sich. Dabei war er guter Laune vom Tisch aufgestanden. Sollte er nicht Monsieur und Madame Penner gegen siebzehn Uhr einen Besuch abstatten? Aber es hatte sich ein kleiner, unangenehmer Zwischenfall ereignet, an den wir kurz erinnern möchten, um den Charakter dieses sonderbaren Mannes zu erhellen. Er war gerade vom Tisch aufgestanden und wollte seinen Mittagsschlaf halten, als es am Gartentor klingelte. Obwohl er auf die fünfzig zuzuging und Junggeselle war, war Monsieur Guittard noch lange kein alter Knabe, der es nicht ertragen konnte, gestört zu werden. So wartete er einen Augenblick, um zu sehen, wer ihn besuchen wollte, bevor er sein Arbeitszimmer betrat, wo er sich bis gegen vier Uhr auf einer Couch auszuruhen pflegte. Nach knapp einer Minute teilte das Hausmädchen ihm mit, dass ein gewisser Monsieur Bourrette im Salon wartete.

»Bourrette?«, fragte Guittard, dem dieser Name nichts sagte.

»Ja genau, Monsieur.«

»Bourrette? Sind Sie sicher, den Namen richtig verstanden zu haben?«

»Bourrette, ja genau, Bourrette ... Monsieur.«

»Hat dieser Monsieur Bourrette Ihnen nicht gesagt, was er von mir will, oder wer ihn geschickt hat?«

»Ich habe nicht danach gefragt, Monsieur.«

»Nun, dann gehen Sie und fragen Sie ihn. Ich kenne ihn nicht und wüsste auch nicht, warum ich ihn empfangen sollte. Wie sieht er denn aus?«

»Er ist ein Mann mittleren Alters.«

»Nun, ich meinte, wie er aussieht?«

»Ich weiß nicht, Monsieur. Irgendwie ganz normal. Er trägt eine Aktentasche unter dem Arm.«

»Was bedeutet das schon, dass er eine Aktentasche unter dem Arm trägt? Lassen Sie sich seine Visitenkarte geben und fragen Sie ihn, wer er ist. Und richten Sie ihm auch noch von mir aus, die Höflichkeit erfordert es, dass man den Zweck seines Besuchs angibt, wenn man zu Leuten kommt, die man nicht kennt. Sagen Sie ihm das von mir. Es wird ihm eine Lehre sein.«

Kaum hatte die Hausangestellte sich entfernt, da befürchtete er, sie könnte vor dem unschuldigen Besucher tatsächlich die Worte wiederholen, die er allein in der Absicht ausgesprochen hatte, seiner schlechten Laune, die er eigentlich gar nicht hatte, Luft zu machen. Er gefiel sich bloß darin, so zu tun. Allerdings verbot ihm seine Selbstachtung, die Frau zurückzurufen. Mit uneingestandener Verlegenheit murmelte er etwas vor sich hin, damit er, falls es in der Tat zu Unannehmlichkeiten käme, wütend genug wäre, um die Stimme anschwellen zu lassen und nicht wankelmütig zu erscheinen. So wartete er auf die Rückkehr des Hausmädchens. Nach wenigen Sekunden erschien sie wieder und hielt ihm die Visitenkarte des Unbekannten hin. Albert Guittard warf einen Blick darauf: Emile Bourrette, 14, Square Lamballe, Nizza.

»Ist das alles?«, fragte Monsieur Guittard. »Hat er Ihnen nicht gesagt, was er von mir will?«

»Doch, Monsieur. Er kommt vom Hospiz Montvermeil.«

»Na und?«

»Vermutlich erwartet man von Monsieur, wie von allen Wintergästen, eine kleine Spende für die Armen.«

»Aber ich bin doch kein Wintergast. Wenn man seit vier Jahren in der Stadt lebt, kann man doch als Bürger dieser Stadt angesehen werden. Gehen Sie und sagen Sie ihm, dass ich kein Wintergast bin und dass ich es nicht nötig habe, um Almosen angebettelt zu werden. Ich weiß, was ich zu tun habe.«

Albert Guittard war nervös. Als er eine Stunde später mit mehr Gelassenheit über diesen Zwischenfall nachdachte, fand er keinen Grund für sein Benehmen. Er war eigentlich ein eher sanfter Mensch. Nur kam es leider oft vor, dass er sich, wie ein verwöhntes Kind, über belanglose Kleinigkeiten aufregte. Geringfügige Ereignisse aufzubauschen und einen banalen Besuch als Hausfriedensbruch hinzustellen, war eine willkommene Abwechslung in seinem eintönigen Leben. Übrigens bereute er sein Verhalten sofort wieder, nachdem Monsieur Bourrette gegangen war. Aus einem Schuldgefühl heraus und aus Angst, seine Weigerung, sich an einem Wohltätigkeitswerk zu beteiligen, könnte an höherer Stelle missverstanden werden und ihm unnötigen Ärger einbringen, beschloss er, seinen Fehler wiedergutzumachen. Kurze Zeit später ließ er dem Hospiz von Montvermeil einen Scheck überbringen. Nach Beendigung seines Mittagsschläfchens hatte er den Zwischenfall wieder vergessen und dachte nur noch an den Besuch, den er Madame und Monsieur Penner abstatten sollte.

Einem glücklichen Zusammentreffen mehrerer Umstände, auf die wir an dieser Stelle nicht näher eingehen können, war es zu verdanken, dass Albert Guittard sich vor gut zehn Jahren als vermögender Mann zur Ruhe setzen konnte. Er hätte noch reicher werden können, wenn er es gewollt hätte, denn als er einem seiner Neffen sein Geschäft überließ, lief dieses so gut wie nie zuvor. Aber als kluger Mann, für den er sich hielt, ahnte Guittard, dass das Leben nicht einzig und allein der Arbeit gewidmet sein sollte und dass es auf dieser Welt noch andere Freuden gäbe, die man auskosten müsste, bevor es zu spät war. Diese Freuden, das waren die Liebe, das waren die Künste. Das war das sanfte Gefühl, zu träumen. Von dem Tag an, wo er die Leitung seines Geschäfts aufgab, so hatte er geglaubt, präsentierten diese Freuden sich ihm in endloser Zahl, und seine erste Enttäuschung war die, dass nichts geschah. In der Nähe von Nizza kaufte er eine Villa, die er »Commodore« nannte, weil

man von ihren Fenstern aus das Meer sehen und sie, mit ein wenig Phantasie, mit einem Kommodore vergleichen konnte, der den Ozean überwacht. Ohne Ehrgeiz, ohne Familie, träumte er nur noch davon, ein zartes Geschöpf zu heiraten, das Musik, Poesie und Malerei liebte und mit ihm die Welt bereiste. Er wünschte sich eine Frau in seinem Alter, die weder besonders hübsch noch eine gute Hausherrin sein musste. Er begehrte keine außergewöhnliche Schönheit, die seine Eitelkeit befriedigt hätte. Er wünschte sich lediglich, dass seine künftige Gefährtin Freude daran hätte, mit ihm zusammen zu sein. Ihm war nicht wichtig, bewundert, geliebt und umhegt zu werden. Also sah er sich mit größtmöglicher Uneigennützigkeit nach einer Ehefrau um. Und Madame Penner verkörperte in seinen Augen die ideale Ehefrau. Sie war etwas jünger als er, ihre großen blauen Augen gaben ihrem Gesicht jugendlichen Glanz, und ihre vorzeitig weiß gewordenen Haare schienen, im Gegensatz zu ihrem glatten, scheinbar sonnengebräunten Teint, von der frischen Luft und dem Licht gebleicht worden zu sein. Sie gefiel sich darin zu behaupten, sie habe in ihrem Leben viele Enttäuschungen erlebt und die Ehe sei nicht das, was sie sich als junges Mädchen darunter vorgestellt habe. Aber gleichzeitig bekundete sie eine gewisse Heiterkeit, eine gewisse Freude an Nebenbeschäftigungen, die ihre Worte auf sonderbare Weise widerlegten. Sie beschwor diesen Widerspruch ganz bewusst herauf, weil sie gerne auf ihn aufmerksam machte; denn seit Jahren hatte sie stets eine Antwort parat. So behauptete sie, man müsse sich seine eigene Philosophie zurechtlegen, das Leben geize trotz mancher Unannehmlichkeiten nicht mit den Stunden des Glücks, und man solle vor allem in schwierigen Zeiten an die Probleme denken, in die ein Freund geraten sei. Und überdies hatte Madame Penner die bezaubernde Fähigkeit, ihrem Gatten die Enttäuschungen, die er ihr bereitet hatte, nicht zu verbergen, sondern ihn frohgelaut dafür verantwortlich zu machen, was ihn übrigens nicht im Geringsten zu berühren schien. Er war ein hagerer, gelbhäu-

tiger, kahlköpfiger ehemaliger Oberst. Wenn er sich unterhielt, erwähnte er immer wieder die Jahre, die er in den Kolonien verbracht hatte. Man spürte, dass dieses Leben in den Tropen tiefe Spuren hinterlassen hatte und dass er die französischen Lebensgewohnheiten wie mit den Augen eines Indochinesen betrachtete. Da er, wenn er von Europa sprach, die Zeit um 1900 meinte, als er geheiratet hatte und sogleich nach Indochina aufgebrochen war, und es zwischen jener Epoche und heute eine große Lücke gab, klangen seine Worte etwas seltsam. Er schien, niemand wusste warum, Nachsicht verdient zu haben. Man verzieh ihm, dass er nichts vom Krieg wusste, dass er keine Ahnung hatte, wie schmerzlich diese vier Jahre gewesen waren. Seiner Frau schenkte er übrigens nicht die geringste Beachtung. Äußerte sie einen Wunsch, machte er keinerlei Anstalten, ihr diesen zu erfüllen, und dass er sich so wenig um seine Frau kümmerte, schockierte Albert Guittard am meisten. Er duldete nicht, dass jemand sich unhöflich benahm. Er glaubte von sich, ein großer Kenner des weiblichen Herzens zu sein, wenn er die Frauen in solchen Situationen bemitleidete; auch wenn er dies nicht offen zeigte, tat er es auf eine Weise, dass die Frauen einfach merken mussten, wie er sich um sie sorgte. Bei Madame Penner hatte er dies, aus Furcht vor ihrem Gatten, allerdings noch nicht zu tun gewagt, obwohl sein Verlangen danach unerträglich wurde. Seit langem schon wartete er auf eine günstige Gelegenheit. Aber jedes Mal, wenn er meinte, es wagen zu können, zögerte er so lange, bis die Gelegenheit vorbei war, noch bevor er irgendetwas unternommen hatte. Und um sich nicht selbst Vorwürfe machen zu müssen, redete er sich stets ein, dass die Gelegenheit gar keine gewesen sei. Dann litt er nur schweigend darunter, dass seine Angebetete so wenig respektiert wurde. Seine eigenen Geliebten hatte er stets umhert, ihnen die kleinsten Wünsche erfüllt. Mit ihnen allen unterhielt er nach wie vor enge Beziehungen, und wenn er eine neue Eroberung machte, ließ er die Auserwählte immer als Allererstes wissen, dass er noch in Kon-

takt mit seinen früheren Freundinnen stand. Er hätte sich gewünscht, dass zum Beispiel Lili Menjoz oder Madame Laplante oder gar die kleine Josette Young Madame Penner etwas über seine Tugenden und sein Zartgefühl zuflüsterten. Er würde es übrigens nicht versäumen, sie darum zu bitten, falls der Zufall sie wieder nach Nizza führte. Ein einziges Mal nur hatte eine Frau ihn wie einen Heuchler und Komödianten behandelt. Bis heute erinnerte er sich an alle Details dieses Abenteuers. Es war eine schmerzliche Erinnerung. Diese Frau, die er am liebsten für immer vergessen hätte, erschien ihm tagtäglich als ein Musterbeispiel an Vulgarität.

Bevor er bei den Penners eintraf, die seit ihrer Rückkehr aus den Kolonien, das heißt seit zwei Jahren, eine Art provenzalische Landhaus bewohnten, gelang es ihm nicht, die Erregung, die ihn ergriffen hatte, zu meistern. Er hielt mit seinem Wagen an einem Berghang und stieg aus, als wollte er sich vergewissern, dass alles in Ordnung sei. Er zündete sich eine Zigarette an und betrachtete die Landschaft, die sich vor seinen Augen bis zum Meer hin erstreckte.

»Ich benehme mich wie ein Primaner!«, dachte er. Er mochte diesen Ausdruck, doch falls es so aussah, als würde er ihn in einem abwertenden Sinn gebrauchen, tat er dies unbewusst. »Ich benehme mich wie ein Primaner auf dem Weg zum ersten Rendezvous mit seiner Geliebten. Das ist nun wirklich nicht der Fall.« Er lächelte zufrieden. Doch diese Selbstgefälligkeit war nur Schein. Sie diente ihm als Ansporn. Bevor er Madame Penner gegenüber treten konnte, musste er sich einreden, dass dieser Besuch für einen Mann, der längst kein Anfänger mehr war, ohne große Bedeutung sei.

Als er auf das Ehepaar Penner zuging, das gerade im Freien, auf der Terrasse, Tee trank, hatte er sich wieder in der Gewalt. Als Clotilde Penner ihn sah, rief sie erfreut:

»Wie nett, dass Sie gekommen sind, Monsieur Guittard! Eben bat mein Mann mich, bei Ihnen anzurufen, um Sie zu

fragen, ob Sie uns wohl vergessen hätten. Wollen Sie bitte dort im Kolonialsessel Platz nehmen und eine Tasse Tee mit uns trinken.«

Monsieur Penner sah weder so erfreut aus, wie seine Frau von ihm anzunehmen schien, noch erweckte er den Eindruck eines Mannes, der sich nach einem seiner Freunde erkundigt hat. Er schaute seinen Gast über die Brille hinweg an, die er aufgesetzt hatte, um die Zeitung zu lesen, und sagte zu Clotilde:

»Frag nicht lange. Schenk Monsieur Guittard eine Tasse Tee ein.«

Statt sich zu erheben und seinem Gast die Hand zu reichen, begnügte er sich damit, ihm mit einer Geste zu verstehen zu geben, dass das eine überflüssige Formalität sei. Albert Guittard nahm neben Madame Penner Platz, und um irgendetwas zu sagen, fragte er sie, ob sie nicht zu sehr unter der Hitze leide. Ohne von seiner Zeitung aufzuschauen, antwortete ihr Mann an ihrer Stelle:

»Seit ich meine Frau kenne, behauptet sie, die Hitze sehr gut ertragen zu können. Sie wollen doch wohl nicht, dass sie sich darüber beklagt. Um sich nicht selbst zu widersprechen, ist sie jetzt gezwungen, sich bei senegalesischen Temperaturen wohlzufühlen. Am Nordpol würde sie die Kälte ebenso gut aushalten. Nicht wahr, mein Schatz, du erträgst alles bestens, die Hitze, die Kälte, deinen Mann?«

Madame Penner lächelte über diese Neckereien wie eine Frau, die alles, was ihr Mann sagt, für geistreich hält. Sein Lächeln, mehr noch als seine Worte, missfielen Guittard; nicht weil er Angst hatte, dass das Einverständnis, das zwischen den beiden Ehepartnern herrschte, ihn jeder Hoffnung beraubte, sondern weil er es unverständlich fand, dass eine zartfühlende Frau wie Clotilde sich nicht gegen eine solche Redeweise auflehnte. Seit drei Wochen hatte er sich vorgenommen, Madame Penner zu verteidigen, da sie es nicht selbst tat, aber er wusste nicht, wie er sich dabei anstellen sollte, was ihn genauso verärgerte. Wie

damals, als er erfahren hatte, wo er ein seit Monaten gesuchtes Kunstobjekt finden könnte, und ihm mitten in der Nacht bewusst geworden war, dass er zu spät dort eintreffen würde.

Monsieur Penners Ungezwungenheit brachte ihn aus der Fassung. Hätte er doch nur das Recht gehabt, diesem unangenehmen Mann zu sagen, was er von ihm hielt, und Clotilde vor ihm in Schutz zu nehmen! In dieser für ihn vorteilhaften Situation hätte er ihr bestimmt gefallen. Der Drang, diesen Mann lächerlich zu machen, quälte ihn, aber gleichzeitig hielt ihn Angst davor zurück. Er hatte zudem das Gefühl, dass die Selbstsicherheit seines Rivalen nur auf dem Vertrauen in die Liebe seiner Frau beruhen konnte. Und genau dieses Vertrauen in eine Liebe, die er selbst hervorzurufen wünschte, war ihm widerwärtig. Aber all das spielte sich nur in seinem Innern ab. Nach außen hin gab sich Guittard äußerst zuvorkommend.

»Sie scheinen sich hier sehr zu langweilen«, sagte er zu dem Mann, den er verabscheute.

Immer wieder wandte sich Guittard auf diese Weise an Monsieur Penner, um ihm so zu verstehen zu geben, dass die Gegenwart seiner Frau ihm also nicht die geringste Freude bereitete. Aber der Ehemann schien nichts zu bemerken. Er antwortete:

»Gewaltig. Wenn wenigstens Clotilde etwas für mich tun würde!«

Er schaute sie an und lächelte, als wollte er sich bei ihr für seine Neckereien entschuldigen. Dann erhob er sich aus seinem Sessel, näherte sich seiner Frau, beugte sich über sie, um ihr einen Kuss zu geben. Vorwurfsvoll sah Guittard Clotilde an. Diese Gelegenheit wollte er nutzen, um sich zu vergewissern, dass sie ihn zumindest ein bisschen liebte, aber sie schien nichts zu bemerken. Nachdem auch sie ihrem Mann einen Kuss gegeben hatte, stieß sie ihn von sich und sagte:

»Ich bitte dich, Liebling, sei brav. Wir sind nicht allein.«

Dieser letzte Satz galt Guittard, der sich Mühe gab, nichts von seinen Gefühlen zu verraten. Erst nachdem Penner sich

einige Schritte entfernt hatte, drehte er sich noch einmal um und sagte zu Guittard:

»Ich möchte mich kurz mit Ihnen unterhalten. Kommen Sie zu mir ins Büro, falls Ihnen das nichts ausmacht!«

Es klang so, als hätte sich der ehemalige Oberst rein zufällig daran erinnert, dass er seinem Gast etwas Vertrauliches mitzuteilen hatte.

Als Monsieur Penner gegangen war, atmete Guittard erleichtert auf. Seine Abneigung gegen den Kolonialbeamten war mit der Feindseligkeit zu vergleichen, die gewisse ältere Leute gegenüber denen verspüren, die ihre Einsamkeit stören. Alles, was dieser Mann tat, war ihm zuwider. Wenn er etwas sagte, kam ihm dies lächerlich vor. Wenn er seine Pfeife anzündete, tat er es mit ekelerregenden Fingern, und Guittard musste an den Speichel dieses Mannes denken. Guittards Abscheu vor Penner war so heftig, dass er den Eindruck hatte, nicht in seiner Nähe leben zu können. Alles widerte ihn an. Es genügte, dass er bewegungslos dastand, um in Guittard den Wunsch zu wecken, sich auf ihn zu stürzen und ihn in Stücke zu reißen, so sehr ärgerte ihn dessen Ruhe. Doch bewegte er sich, geriet Guittard in dumpfe Wut und wünschte sich, er möge aufhören, um ihn herumzutanzten. Es handelte sich um eine auf die Spitze getriebene Abneigung gegen ein Lebewesen, um eine Abneigung, die sich in Ekel verwandelte, sobald dieser Mann sich zufällig die Nase schnäuzte oder sein Gesicht berührte oder sein Jackett zurechtzog oder nur seine Fingernägel betrachtete. Am liebsten hätte er Clotilde ins Gesicht geschrien, dass sie einen solchen Mann unmöglich lieben könne. Er war überzeugt, dass sie die gleiche Abneigung in sich barg, und er brannte darauf, sich mit ihr über diesen Punkt zu einigen, Komplizen zu werden. Denn sein Hass war so groß, dass er sogar den Grund seiner Liebe gelegentlich aus dem Blick verlor und er Clotilde nur zu begehren glaubte, um sich an diesem Mann zu rächen. Er war überzeugt, dass Clotilde seine Liebe erwiderte, wenn er in der Lage wäre, seinen Hass nicht

länger zu verbergen, sondern ihn offen zu zeigen, da er ja dann von niemandem mehr etwas zu befürchten hätte.

Als er mit Clotilde allein war, lächelte er sanft, sein Hass war wie verflogen.

»Sie sind sicher für die Schönheit dieses Abends empfänglicher als Ihr Gatte«, sagte er.

Es klang wie ein zaghaftes Kompliment, ohne einen im Geringsten gehässigen Ton gegenüber dem Abwesenden, wie eine bloße Feststellung, obwohl er nichts lieber getan hätte, als sich seine Feindseligkeit anmerken zu lassen.

»Wieso?«, fragte sie.

»Ich habe den Eindruck, dass Sie ihn ziemlich schlecht verstehen.«

»Aber überhaupt nicht.«

»Es war nur ein Eindruck ... ein Eindruck ...«, stotterte Guittard, der vor allem fürchtete, sich falsche Gefühle anmerken zu lassen, obwohl er sich gerade seine Schüchternheit zum Vorwurf machte.

»Ich dachte nur, dass Ihr Mann für diese weiblichen Empfindungen kein Verständnis hat«, fuhr er fort, »dass er eher ein Realist ist. Was, wie ich unbedingt hinzufügen möchte, kein Fehler ist. Vielleicht muss man sich so verhalten, um im Leben glücklich zu sein.«

Madame Penner machte eine ungläubige Miene. Sie sagte:

»Es ist tatsächlich kein Fehler, doch Sie möchten diese Eigenschaft bestimmt nicht besitzen.«

Guittard enthielt sich jedes weiteren Gedankens. Er war edelmütig genug, um nicht schwach zu werden, nur um bei seiner Gesprächspartnerin an Ansehen zu gewinnen. Selbst wenn er das schöne Gefühl hatte, dass man ihm auf die Schliche gekommen war, beharrte er darauf, wie von Anfang an weiterhin alles zu leugnen und auf diese Weise, ohne Bedauern, Vorteile zu opfern, die ihm ein verständnisvolles Lächeln oder gar ein Geständnis eingebracht hätten.

Sein Stolz war zu groß, als dass er auf seine Worte zurückgekommen wäre. Eher verzichtete er auf irgendeinen Nutzen, als sich zu widersprechen. Also blieb er trotz Madame Penners Ermutigung standhaft und kam unvermittelt auf ein anderes Thema. Denn er empfand keine Bedenken, plötzlich das Gesprächsthema zu wechseln und eine Meinungsverschiedenheit ungeklärt zu lassen. Clotilde ließ ihn nicht gewähren, sondern neckte ihn.

»Aber davon sprachen wir doch gar nicht«, sagte sie lächelnd.
»Sie können doch nicht einfach das Thema wechseln.«

Guittard verzichtete darauf, die vorangegangene Diskussion, wie ein Krieger den Kampf, erneut aufzunehmen, aber er dachte keine einzige Sekunde daran, sich geschlagen zu geben, und war genauso entschlossen wie zuvor.

»Es ist nicht nett von Ihnen, Madame, meine Worte falsch zu interpretieren. Nie erlaubte ich mir, etwas Verächtliches über Ihren Mann zu sagen, geschweige denn zu denken.«

Er meinte es wirklich ehrlich. Denn innerhalb weniger Augenblicke hatten Madame Penners Sanftmut und die Liebe, die er für sie empfand, einen anderen Menschen aus ihm gemacht, und der Hass auf seinen Rivalen verblasste beim geringsten Lächeln dieser Frau.

»Ich möchte, dass Sie meinen Mann mögen«, sagte sie. »Ich möchte nicht, dass Sie sich weiterhin als Feinde gegenüberstellen. Versetzen Sie sich in meine Lage. Es ist wirklich nicht sehr angenehm für mich. Seien Sie doch gute Freunde, und alles wird zum Besten sein.«

Da Guittard sich getroffen fühlte, gab er mit einem Mal die Haltung auf, die er bislang verteidigt hatte. Er sah ein, dass seine Gesprächspartnerin recht hatte, und das mit einer Plötzlichkeit, die sein vorheriges Verhalten sonderbar erscheinen ließ. Er hatte also etwas bestritten, was nicht zu bestreiten war, da er sich nun zu seiner wahren Meinung bekannte. Aber bewies nicht die Tatsache, dass er in diesem Fall so gut Theater gespielt hatte, dass

er ständig Theater spielte? Genau das sagte Madame Penner zu ihm. Ihre Bemerkung stürzte ihn in große Verwirrung (denn Clotilde versäumte es niemals, aus sämtlichen Geständnissen und Bekenntnissen peinliche Schlussfolgerungen zu ziehen, so als seien diese Geständnisse die Wahrheit und alles Übrige folglich nur Lüge). Er wusste nicht, wie er seinen Meinungswandel erklären sollte, und bedauerte mit einem Mal sein Geständnis. »Ich wusste es schon«, dachte er. Oft schon in seinem Leben hatte er diese Worte ausgesprochen, aber immer zu spät.

»Verzeihen Sie mir«, stammelte er. »Ich musste diese Worte gegen meinen Willen aussprechen.«

Er wollte hinzufügen: »Ihretwegen.« Aber nichts fürchtete er so sehr, als eine Dummheit zu machen, so dass er ständig jedes Wort auf die Goldwaage legte.

»Ich meinte nicht wirklich das, was ich sagte.«

Auf diese Weise wollte er wiedergutmachen, was er für eine Ungeschicklichkeit hielt. Aber Madame Penner unterbrach ihn.

»Nein, nein, nein ... nehmen Sie Ihre Worte nicht zurück ... Sie denken das, was Sie sagten. Sie sind doch kein Kind mehr. Übrigens weiß ich es genau ...«

Bei diesen Worten sah sie ihm in die Augen.

»Ja, es stimmt«, sagte er.

»Warum belügen Sie mich denn?«

Guittard war derart kindisch, dass, anstatt sich darüber zu freuen, dass Madame Penner hinter dem Rücken ihres Mannes ein solches Gespräch mit ihm führte, er den Kopf verlor. In diesem Moment erklang Monsieur Penners Stimme:

»Wollen Sie nicht kommen?«

Guittard erhob sich, entschuldigte sich bei Clotilde und entfernte sich, nicht ohne ihr zu verstehen zu geben, für wie verabscheuungswürdig er die Unverfrorenheit dieses Ehemannes hielt.

»Sie verlassen mich auch?«, fragte Clotilde.

Diese Frage versetzte Guittard in eine ungewohnte Situation,

nämlich in die eines Mannes, dessen Andeutungen nicht verstanden werden und der doch nicht in der Lage ist, sich deutlicher auszudrücken. Er war dies so wenig gewohnt, dass er antwortete:

»Sie sehen selbst, dass es nicht an mir liegt.«

»Es liegt also an meinem Mann?«, erwiderte Madame Penner herausfordernd, die Vergnügen darin fand, die Unzufriedenheit im Herzen dieses unbeholfenen Verliebten bloßzulegen.

»Lassen Sie sich Zeit, doch ich warte auf Sie«, rief Monsieur Penner.

»Sie stellen sich reichlich ungeschickt an«, sagte daraufhin Clotilde. »Sie sollten wissen, dass ein Verliebter zunächst den Gatten seiner Angebeteten für sich gewinnen sollte.«

Dieser Ratschlag brachte Guittard aus der Fassung. Seine Liebe zu Madame Penner war demnach so offensichtlich, dass selbst sie sie bemerkt hatte. Er setzte sich wieder. Er hatte den Eindruck, Clotilde mache sich über ihn lustig, und er spürte plötzlich, wie er errötete. Sie verspottete ihn, indem sie zu glauben vorgab, er wäre nur auf eine harmlose Art in sie verliebt; dabei empfand er eine tiefe Zuneigung zu ihr, die nichts mit den üblichen Vorspiegelungen zu tun hatte.

»Aber ... aber ...«, stotterte er.

»Suchen Sie nicht nach Ausreden! Mein Mann ist Ihnen unsympathisch, obwohl ich nicht glaube, dass er Ihnen etwas angetan hat. Er ist nämlich ein sehr sanfter Mensch, und nur wer ihn nicht kennt, hält ihn für einen Rohling. In seinem Herzen ist er sehr gutmütig.«

»Gewiss«, antwortete Guittard auf diesen Lobgesang. »Sie legen mir Worte in den Mund, die ich niemals, nicht einmal eine Sekunde lang, zu denken wagte.«

In diesem Augenblick ertönte erneut Monsieur Penners Stimme:

»Monsieur Guittard, ich warte noch immer auf Sie.«

Der Gast erhob sich. Einmal mehr entschuldigte er sich bei Clotilde.

»Bleiben Sie doch hier. Es eilt nicht.«

»Aber Ihr Mann ruft mich.«

»Es kommt nicht auf eine Minute an. Er ruft nur nach Ihnen, damit Sie ihn nicht vergessen.«

In der Tat verstummte die Stimme, Guittard war beruhigt und nahm das Gespräch mit Madame Penner wieder auf. Aber jetzt schien es ihm unmöglich, ihr seine Gefühle zu zeigen und endlich das Wort auszusprechen, das ihr sein Herz offenbarte. Hatte Clotilde nicht soeben ihren Mann gelobt? Wie hätte er sich im selben Augenblick in den Vordergrund drängen können?

»Haben Sie niemals daran gedacht, nach Korsika zu gehen?«, fragte er mit der Genugtuung desjenigen, der seiner Unzufriedenheit Ausdruck verliehen hat, ohne dass man ihm deshalb einen Vorwurf machen könnte, da es in diesem Fall sehr einfach wäre, Verwunderung vorzutäuschen.

»Nach Korsika?«

»Nach Ajaccio, zum Beispiel.«

»Aber, mein lieber Freund, warum stellen Sie mir diese Frage?«, entgegnete Clotilde. Sie tat, als sei sie äußerst überrascht, obwohl sie den Grund dieses Ablenkungsmanövers sehr gut kannte.

»Ach weiß nicht ... es kam mir nur so in den Sinn. Warum, das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen.«

Daraufhin schaute Madame Penner ihren Gesprächspartner nicht länger verwundert an, sondern fuhr fort wie eine Mutter, die sich mit dem ungezogenen Verhalten ihres Kindes abfindet und es weiterhin streichelt:

»Es wäre vermutlich besser, wenn Sie nun zu meinem Mann gingen ... Gewiss wartet er ungeduldig auf Sie.«

»Aber eben haben Sie mich noch zurückgehalten ...«

»Wie ...? Wie bitte ...? Ich hielt Sie zurück? Wenn man Sie so reden hört, könnte man meinen, Sie seien ein Kind, das sich von jedem seinen Willen aufdrängen lässt. Mein lieber Freund, ich habe Sie niemals zurückgehalten. Ich nehme an, dass Sie bei mir geblieben sind, weil Sie das so wollten.«

Guittard war verstört über diese Worte. Er ahnte, dass er Clotilde tief gekränkt hatte und dass sie, eben weil er das hatte tun können, gleichzeitig weniger begehrenswert für ihn geworden war. Nie zuvor hatte er so lange mit Madame Penner geredet, doch nun hatte er das Gefühl, sich geirrt und die Erwartungen eines, wie er sagte, Primaners gehegt zu haben. Seine Liebe zu Clotilde ging nicht so weit, dass er sich alles gefallen ließ. Und je mehr er darüber nachdachte, umso weniger verstand er das Verhalten dieser Frau, der gegenüber er sich doch immer überaus korrekt benommen hatte. Wieso war sie, während sie ihn früher stets sehr zu schätzen schien, was übrigens einer der Gründe für seine Bewunderung gewesen war, wieso war sie an diesem Tag derart unfreundlich zu ihm, wieso behandelte sie ihn wie eine lästige Person, wie einen verliebten alten Knaben?

Lag es daran, dass er, kaum hatte der Oberst sich entfernt, einen Satz ausgesprochen hatte, der missverstanden werden konnte?

Madame Penner liebte ihren Mann doch nicht so sehr, dass sie sich wegen einer solch harmlosen Anspielung beleidigt fühlte! »Nein, ich irre mich«, dachte er. »Meine Phantasie lässt mich lauter Dinge vermuten, die es nicht gibt. Clotilde ist sehr liebenswürdig, und mein Fehler bestand darin, außergewöhnliche Abenteuer zu erwarten, sobald ich mich in ihrer Gegenwart befände. Nichts geschah, und eben deshalb glaubte ich, die wenigen Worte, die wir miteinander wechselten, müssten eine Welt beinhalten, die sie nicht enthielten.«

Diese Überlegungen beruhigten Guittard, er lächelte.

»Ich habe mich schlecht ausgedrückt. Ich wollte sagen, dass ich nicht schon eher zu Ihrem Mann gegangen bin, weil ich aus Ihren Worten herauszuhören glaubte, dass er mich nicht unbedingt in dem Moment zu sehen wünschte, als er nach mir rief, sondern dass seine Stimme mich nur daran hindern sollte, ihn zu vergessen.«

Dieser im Vergleich zu seiner Bedeutung unnötig lange Satz ließ Madame Penner lächeln.

»Gehen Sie ruhig, mein lieber Freund, ohne Gewissensbisse. Ich werde das Alleinsein ertragen.«

Dann richtete sie sich plötzlich auf und fügte hinzu:

»Was hat das alles eigentlich zu bedeuten? Ich mag diese Geheimnistuerei nicht. Ich kann mir nicht vorstellen, was Raoul Ihnen auf derart vertrauliche Weise mitzuteilen hätte. Gehen Sie und sagen Sie ihm, dass ich nicht allein sein möchte.«

»Da sind Sie ja endlich«, sagte Monsieur Penner, als Guittard sein Zimmer betrat.

Es war ein düsterer Raum. Da das »Landhaus« an einem äußerst abschüssigen Gelände gelegen war, bestand der Horizont auf der Rückseite des Hauses aus einem breiten Streifen Erde und Fels. Das Schreibzimmer von Oberst Penner lag genau zu ebener Erde dieser düsteren Fassade. Das Sonnenlicht schien dort niemals hinein. Staub, wie man ihn nicht erwartet hätte, lag auf sämtlichen Möbeln. Man ahnte, dass derjenige, der sich in einem solchen Zimmer aufhalten konnte, keinen allzu großen Wert auf Behaglichkeit legte.

Monsieur Penner saß an einem Tisch, der mit allerlei Papieren, kleinen Tintenfasschen, Blumen, Bleistiften, Ledersachen, unter anderem einem Gurt und einer Revolvertasche, bedeckt war, und schien nachzudenken. An den Wänden waren afrikanische Waffen befestigt. Felle lagen über der schräg im Zimmer stehenden Couch, was flüchtig an den Orient erinnerte. Nie zuvor hatte Albert Guittard dieses Sanktuarium betreten, er war überrascht. Als Monsieur Penner seinen Besucher sah, erhob er sich und ging auf ihn zu, um ihm freundschaftlich den Arm um die Schulter zu legen, ein Verhalten, das in völligem Gegensatz zu seinem Benehmen zuvor im Garten stand.

»Ach warte schon eine ganze Weile auf Sie.«

»Sie müssen mich entschuldigen, aber Ihre Frau ...«

»Ich weiß. Sie hasst es, allein zu sein. Sie muss stets jemanden in ihrer Nähe haben, einen, dem sie all die Verrücktheiten erzählen kann, die ihr durch den Kopf gehen. Und sobald sie einmal

ein Auge auf Sie geworfen hat, dessen kann ich Sie versichern, ist es nicht leicht, ihr zu entkommen.«

Der Hass, den Guittard für diesen Mann empfand, legte sich, anstatt zuzunehmen, wie man es hätte erwarten können. Dieser Kolonialbeamte war gar nicht so unsympathisch, wie er geglaubt hatte, und Clotilde hatte recht, als sie behauptete, man müsste ihren Mann nur näher kennenlernen.

»Ich will unter vier Augen mit Ihnen sprechen«, fuhr der ehemalige Oberst fort, »weil ich Sie in einer sehr delikaten Angelegenheit um Hilfe bitten möchte. Aber Sie brauchen keine Angst zu haben, es handelt sich um nichts Ernstes. Meine Frau sagte mir, letzte Woche hätten Sie ihr von Ihrem Wunsch erzählt, eine große Reise in den Orient zu unternehmen. Stimmt das?«

Bei diesen Worten musste sich Guittard zusammennehmen, um sich seine Unbehaglichkeit nicht anmerken zu lassen. Es war ihm peinlich, aus dem Mund ihres Mannes Worte zu hören, die er einzig und allein in der Absicht an Clotilde gerichtet hatte, ihr zu gefallen. Er wollte sogleich versuchen, ihre Tragweite zu verringern.

»Ich habe das nur so gesagt. Ich trage mich schon seit frühester Kindheit mit dieser Absicht, und ich wollte gerne wissen, was jemand, der diese geheimnisvollen Länder kennt, davon hält.«

Während er sich derart entschuldigte, kam es Guittard so vor, als müsste sein Gesprächspartner denken, es wäre besser gewesen, wenn er sich bei ihm erkundigt hätte, und er hatte das Gefühl, dass Monsieur Penner seine Rechtfertigung durchschaute. Er fuhr fort:

»Ich bin Ihnen übrigens sehr dankbar, dass Sie mich an diesen Wunsch erinnern, denn ich hatte schon länger vor, mit Ihnen darüber zu sprechen ...«

»Nun, die Gefälligkeit, um die ich Sie bitten möchte, ist so delikate, dass ich Sie zuallererst fragen muss, ob Sie tatsächlich fest vorhaben, zu verreisen, oder ob es sich nur um einen

Wunsch handelt, den Sie sich erst dann erfüllen wollen, wenn die Umstände es Ihnen erlauben.«

Albert Guittard überlegte einige Sekunden lang. Er verstand nicht genau, worauf sein Gesprächspartner hinauswollte, und zögerte, die Frage mit Ja oder mit Nein zu beantworten. Vielleicht war diese Gefälligkeit, um die man ihn bitten wollte, nur ein Vorwand, um ihn über seine Zukunftspläne auszufragen, zweifellos in der Hoffnung zu erfahren, dass er tatsächlich zu verreisen gedachte. Vielleicht war Monsieur Penner sehr viel eifersüchtiger, als er sich anmerken lassen wollte, und wünschte nichts sehnlicher, als den Rivalen loszuwerden. Um sich darüber Gewissheit zu verschaffen, beantwortete Guittard die Frage mit Ja.

»In der Tat, ich habe die Absicht, diese große Reise im Herbst anzutreten.«

»Wozu ich Ihnen nur raten kann. Die Regenzeit wird dann vorbei sein, und Sie werden Ihren Aufenthalt bestens genießen können.«

»Und erst Mitte nächsten Jahres käme ich zurück.«

Monsieur Penner zögerte. Er zündete sich eine Zigarette an, betrachtete eine Weile sein Feuerzeug, bevor er, nicht ohne Rührung, seinen Gesprächspartner wieder ansah und fortfuhr:

»Es ist immer eine heikle Sache, sich jemandem anzuvertrauen, ganz gleich, ob es sich um einen Freund oder um einen Außenstehenden handelt. Es gibt eben Dinge, die man am besten für sich behält. Gibt man sie, aus dem einen oder anderen Grund, dann doch preis, weiß man nie, wie der Eingeweihte darauf reagiert. Gerade derjenige, der zur notwendigen Nachsicht fähig schien, wendet sich angeekelt von einem ab, während der andere, an den man niemals gedacht hätte, Ihnen mit größtem Verständnis zuhört. Ich kenne Sie wenig, und wenn Sie auch mein Freund im alltäglichen Leben sind, so weiß ich doch nicht, ob Sie das in einer außergewöhnlichen Situation bleiben werden. Von Zeit zu Zeit besuchen Sie uns, und in Gesellschaft

meiner Frau fühlen Sie sich nicht gerade unwohl. Auch wir stat-
ten Ihnen hin und wieder einen Besuch ab. Aber erlaubt diese
Art von Beziehung mir, mich an Sie wie an einen wirklichen
Freund zu wenden? Das frage ich Sie.«

Diese Redeweise gefiel Guittard außerordentlich gut. Wie be-
reits erwähnt, war er ein Mann, der ein eintöniges Leben ohne
Freuden und Sorgen führte. Unter diesen Umständen schmei-
chelte es ihm, so direkt an etwas teilzuhaben; und gleichzeitig
befürchtete er, das, was nun folgen würde, könnte ihn durch
seine Belanglosigkeit enttäuschen. Er mochte es, in die Geheim-
nisse dieses Mannes eingeweiht zu werden, umso mehr, als er
ahnte, dass ihm das bei Clotilde von Nutzen sein würde.

»Sie können sich auf meine Diskretion verlassen«, sagte er
und versuchte, seiner Stimme jene Rührung und Aufrichtigkeit
zu verleihen, die ihm im Herzen fehlten.

»Nun gut, mein Freund! Gestatten Sie mir, Sie so zu nennen.
Ich möchte Ihnen sagen ...«

Er hielt inne: Clotilde stand in der Tür.

»Um welches Geheimnis geht es?«, fragte sie lächelnd. »Ihr
seht aus wie zwei Verschwörer im Dunkeln.«

»Wir sprechen über dies und das, über Dinge ohne Bedeu-
tung«, antwortete ihr Mann.

»Stimmt das, Monsieur Guittard?«

»Aber gewiss«, antwortete Guittard widerwillig.

»Lass uns bitte noch einen Augenblick allein«, bat Monsieur
Penner.

»Ich lasse euch allein, aber ihr müsst mir beide versprechen,
dass ihr so bald wie möglich wieder zu mir kommt.«

Es war Guittard äußerst unangenehm, gegen seinen Willen
zu Monsieur Penners Komplizen geworden zu sein. Dennoch
antwortete sein Gastgeber:

»Wir sind bald fertig.«

Wieder unter sich, schauten die beiden Männer sich lange
an.

»Meine Frau hat mich unterbrochen«, fuhr der Oberst fort. »Sie müssen mich entschuldigen. Die Gefälligkeit, um die ich Sie bitten möchte, ist umso heikler, weil Sie keinerlei Gründe haben, für mich Partei zu ergreifen. Meine Frau und ich, wir beide bedeuten Ihnen gleich viel, und ich bin sicher, dass es Ihnen unangenehm wäre, vor dem einen verbergen zu müssen, was der andere von Ihnen verlangt.«

»In der Tat«, glaubte Guittard, den all diese Andeutungen zu beunruhigen begannen, bemerken zu müssen.

»Allerdings sind wir beide Männer, was uns vielleicht stärker miteinander verbindet als die Freundschaftsbande zwischen Ihnen und meiner Frau.«

»In der Tat«, wiederholte Guittard, um den unfreundlichen Ton, den diese Bemerkung beim ersten Mal gehabt haben könnte, abzuschwächen.

»Nun, eben von Mann zu Mann möchte ich mit Ihnen reden. All die langen Jahre, die ich in Saigon verbrachte, hatte ich Gelegenheit, meine Frau zu betrügen, was ich offen zugebe. In diesen Städten, wo nur wenige Franzosen leben, wimmelt es nur so von Intrigen und Geschwätz, die einem das Leben weniger eintönig machen. Doch niemals wollte ich mich Clotilde gegenüber niederträchtig verhalten, dafür war meine Liebe zu ihr viel zu groß. Gegen Ende meines Aufenthalts verliebte ich mich jedoch unsterblich in die Frau eines meiner Offiziere. Es dauerte zu lange, Ihnen die ganze Geschichte dieser Liebe zu erzählen. Ich will Ihnen nur sagen, dass diese Frau mir mehr bedeutete als alles andere auf dieser Welt. Wir liebten uns beide gleich stark. Fünf Jahre lang war unser Glück ungetrübt. Ihr Mann war ins Landesinnere versetzt worden, und Clotilde stellte sich blind, entweder aus Gleichgültigkeit oder aus anderen, persönlichen Gründen. Aber der Tag unserer Abreise kam immer näher. Meine Gesundheit sowie der Wunsch meiner Frau, nach Frankreich zurückzukehren, erlaubten mir nicht, dieses Datum länger hinauszuschieben. Als wir wieder in Frankreich waren, blieb mir

zum Trost nur die Hoffnung, sie sieben Jahre später, wenn ihr Mann nach Frankreich zurückkehrt, wiederzusehen. Wir hatten einander versprochen, nur für diesen Tag der Rückkehr zu leben. Zweimal im Monat schrieben wir uns, und in diesen Briefen erzählten wir uns alles, was wir erlebten, schrieben wir von unserer Hoffnung, uns wiederzusehen, von all unserer Liebe. Hier ist ihr letzter Brief. Er trägt das Datum vom Juni vergangenen Jahres. Seitdem habe ich nichts mehr von ihr gehört. Hier lesen Sie ...«

Guittard machte eine ablehnende Bewegung.

»Ich verstehe, dass Sie den Brief nicht lesen wollen, aber lassen Sie mich Ihnen wenigstens die letzten Zeilen daraus vorlesen: ›Ich umarme Dich mit der ganzen Kraft meiner Liebe. Mit dem nächsten Dampfer wird ein weiterer Brief für Dich kommen. Doch vor allem: Unterliege nicht den Versuchungen Frankreichs und vergiss mich nicht ... sonst ... Deine Dich liebende Andrée«. Das sind die letzten Worte, die sie mir geschrieben hat. Seitdem Schweigen. Hat ihr Mann sie beim Schreiben eines Briefes an mich überrascht, hat er meine Briefe gefunden, ist sie krank geworden, hat sie sich aus Verzweiflung umgebracht, ist sie bei einem Unfall ums Leben gekommen? Ich weiß es nicht. Und da ich erfahren habe, dass Sie dorthin reisen würden, musste ich Ihnen einfach von diesem Drama erzählen. Doch ich verlange nichts von Ihnen. Vorhin sprach ich von einer heiklen Angelegenheit. Ich habe mich schlecht ausgedrückt. Ich möchte nur, dass Sie meine Geschichte kennen und, falls der Zufall Sie nach Saigon führt, die Gründe dieses Schweigens herausfinden.«

»Ich wüsste nicht, was ich lieber täte«, antwortete Guittard automatisch.

In Wirklichkeit dachte er an etwas ganz anderes. Er dachte an Clotilde, die bestimmt nichts vom Unglück ihres Mannes wusste. Obwohl Guittard Monsieur Penners Beunruhigung teilte, ihn verstand und ihn bedauerte, wünschte er sich gleichzeitig, ihn verachten zu können. Hatte er nicht soeben eine Bestätigung für das erhalten, was er schon immer vermutet hatte?

Ein solches Geständnis rechtfertigte seinen Hass. Und doch war dieser nun wie weggeblasen. Früher, als er keinen Grund hatte, auf diesen Mann böse zu sein, hasste er ihn; und jetzt, da er seine Schuld selbst eingestanden hatte, fand er nicht mehr die Kraft, ihn zu hassen. Ach, wie gerne hätte er diese Geschichte von einem andern gehört! Wie überlegen hätte er sich seinem Rivalen dann gefühlt. Stattdessen war er zu einem Komplizen geworden. Er dachte wieder an Clotilde. Seit er vom verwerflichen Verhalten ihres Mannes erfahren hatte, kam sie ihm weniger begehrenswert vor. Sein Mitleid mit Monsieur Penner nahm ihm den Willen, ihn auszustechen. Ihm fehlte der Mut, die Schmerzen dieses schon derart niedergeschlagenen Mannes noch zu vergrößern. Aber sein Wissen um dessen Geheimnis gab ihm das Gefühl, allmächtig zu sein, was der wahre Grund für seine Großherzigkeit war. Aus Liebe zu Clotilde schwor er sich, niemandem von diesem Geheimnis zu erzählen.

»Verachten Sie mich nun nicht allzu sehr?«, fragte Monsieur Penner angstvoll.

Guittard wollte ihm zu verstehen geben, dass er das Leben kannte und kein Geheimnis dieser Welt ihn überraschte.

»Warum sollte ich Sie verachten? Im Gegenteil. Ihr Schmerz verlangt nach meinem Respekt vor Ihnen. Sie sind ein Mann.«

»Danke!«, stammelte der Unglückliche.

»Aus Gründen, die ich lieber für mich behalte, bin ich mir bewusst, wie peinlich es für Sie sein muss, Ihr Heim an einem Ort und Ihr Herz an einem anderen zu haben. Unter solchen Umständen kann das Mitleid mit Menschen, die einen lieben und die man selbst nicht liebt, einen zerreißen. Man möchte nicht, dass sie leiden, und so fügt man den andern Leid zu.«

»Wie recht Sie haben.«

Gschmeichelt fuhr Guittard fort, ohne einen neuen Gedanken hinzuzufügen; er begnügte sich damit, seine Überlegungen weiter zu erläutern.

»Am liebsten würde man das Herz jener, die einem nahesteh-

hen, verwandeln, ihnen das Drama, das sich in einem selbst abspielt, begreiflich machen, aber dazu fehlt einem der Mut, und so bleibt man allein mit seinem Schmerz. Auf jeden Fall können Sie meiner Hilfsbereitschaft sicher sein. Ich verspreche Ihnen, mein Möglichstes zu tun, um Ihnen, wenn schon nicht Trost, so wenigstens Aufklärung zu verschaffen, falls ich, wie geplant, in den Orient reise.«

»Danke. Nochmals vielen Dank ...«

»Sie brauchen sich nicht bei mir zu bedanken. Jeder Mann mit Herz würde so handeln wie ich. Ich habe keinerlei Verdienste, und Ihr Dank beschämt mich mehr, als er mich rührt.«

»Monsieur Guittard, was soll ich sagen, um Ihnen meine unendliche Dankbarkeit zu bekunden?«

»Nichts!«, antwortete unser Held theatralisch.

Die beiden Männer wechselten noch einige Worte, bevor sie den düsteren Raum verließen und zu Clotilde gingen.

»Da seid ihr ja endlich!«, sagte sie. »Ihr könnt jedenfalls nicht behaupten, ich hätte euch nicht in aller Ruhe miteinander reden lassen.«

»Aber das behauptet ja auch keiner«, antwortete ihr Mann.

Als Guittard Clotilde anschaute, fühlte er sich plötzlich als Herr über sein Glück. War er nun nicht im Besitz eines Geheimnisses, das aus dieser glücklichen Frau ein verzweifertes Wesen machen könnte? Diese Macht erfüllte ihn mit Rührung. »Eines Tages vielleicht«, so dachte er, »werden Sie alles erfahren, und in Ihrem Schmerz werden Sie sich an den Mann wenden, der das alles lange vor Ihnen wusste, jedoch die Größe besaß, Ihnen trotz seiner Liebe nichts davon zu erzählen. Dafür werden Sie ihm dann dankbar sein, und ein neues Glück wird für Sie beginnen.«

»Es ist wirklich nicht nett von euch, mich so lange allein zu lassen«, fuhr sie fort; sie hatte etwas Rührendes, wie alle Opfer, die noch nichts von ihrem Schicksal wissen.

»Nun übertreib mal nicht!«, sagte Penner.

»Kaum eine Viertelstunde lang«, fügte Guittard noch hinzu. Er kostete die neue Macht aus, welche die Umstände ihm verliehen hatten.

Die Tatsache, dass er etwas wusste, was Clotildes Leben verändern könnte, erfüllte ihn mit Nachsicht. Von seiner Empfindlichkeit war nichts geblieben.

Von Zeit zu Zeit begegnete sein Blick dem von Monsieur Penner, und in diesen Augenblicken fühlte sich Guittard wie mit einer heiligen Mission betraut. »Sie weiß nicht nur nichts von ihrem Unglück«, dachte er, »sondern sie weiß auch nichts von dem Glück, das darauf folgen wird. Sie wird geliebt und verwöhnt werden, und sie hat noch nicht die geringste Ahnung davon.« Wie der Fremde, der an eine Tür klopft und einen märchenhaften, unerwarteten Gewinn überbringt, bewahrte sich Guittard eine gewisse Würde. Seit er Penners Beichte vernommen hatte, war seine Freude nur noch größer geworden. Diese Frau, die sich nach wie vor auf ihren Mann verließ, kam ihm so einsam vor, als hätte sie keinen Menschen auf der ganzen Welt. Und schon sah er sie an seiner Seite. Guittard war nicht im Geringsten eifersüchtig. Er war sich seiner Sache sicher. Die Tatsache, dass nur ein Wort aus seinem Mund genügte, um diese Ehe zu vernichten, erfüllte ihn mit Zuversicht und Güte. Aber nein! Er spräche dieses Wort gewiss nicht aus. Aber trotzdem könnte er es tun. Wie der Geizige, der sich mit dem Wissen begnügt, dass er alle Dinge besitzen könnte, wenn er nur wollte, so gab Guittard sich mit seiner Macht zufrieden.

»Ich hoffe allerdings, Sie haben sich nicht allzu sehr gelangweilt, verehrte Freundin«, sagte er mit einem Anflug von Überheblichkeit, die Clotilde nicht entging.

»Bestimmt nicht mehr als Sie«, entgegnete sie trocken.

»Ah! In diesem Fall haben Sie sich sicherlich nicht gelangweilt.«

»Genau.«

»Ich bitte dich, Clotilde«, sagte ihr Mann. »Du weißt, was du mir versprochen hast?«

»Ja, ja, ich weiß. Aber weshalb machst du mir Vorwürfe? Ich rege mich nicht auf.«

»Meine Frau ist sehr nervös, aber bestimmt hat sie nichts dagegen, wenn ich Ihnen das erzähle«, sagte Monsieur Penner zu Guittard.

»Alle Frauen sind es mehr oder weniger.«

»Vor allem, wenn sie gute Gründe dafür haben«, entgegnete Clotilde.

»Beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich«, glaubte Guittard, durch seine neue Autorität ermutigt, sagen zu müssen.

»Aber Monsieur Guittard, mir scheint, seit Ihrer Unterredung mit meinem Mann äußern Sie sich sehr gönnerhaft. Eben noch waren Sie nicht so. Sind die Vertraulichkeiten meines Mannes daran schuld, dass Sie derart die Kontrolle über sich verloren haben?«

Diese Direktheit verblüffte unseren Helden. »Die Frauen«, dachte er, »haben ein Talent dafür, die Dinge zu erahnen. Clotilde ist wütend auf mich, weil sie zu wissen glaubt, was ihr Mann mir über sie erzählt hat. Ach, wenn sie wüsste, wie wenig von ihr die Rede war, dann wäre sie gewiss weniger aufgebracht.«

»Aber was hab ich denn getan?«, fragte Guittard demütig.

»Nichts ... Nichts ...«, wiederholte Monsieur Penner, der sich abwechselnd seiner Frau und seinem Vertrauten zuwandte und hoffte, alle beide beruhigen zu können.

»Ich hatte es dir doch gesagt!«, wandte sich Clotilde an ihren Mann.

»Aber ich versichere dir, dass das alles nichts bedeutet.«

»Bist du denn blind?«

»Ich weiß nicht«, antwortete Monsieur Penner.

»Jedenfalls hast du nicht meine Augen.«

Während dieses Dialogs konnte Guittard sein wachsendes Erstaunen kaum verbergen. Er ahnte, dass es ein Detail gab, das ihm entgangen war, und er versuchte, es zu erraten. Hatte Clo-

tilde Verdacht geschöpft? Hatte sie ihr Gespräch mitgehört? Es blieb ihm keine Zeit, darüber nachzudenken.

»Monsieur Guittard«, sagte Clotilde, »mein Mann hat Ihnen von seiner großen Liebe erzählt. Ich möchte, dass Sie wissen, dass er das niemals ohne mein Einverständnis getan hätte. Vielleicht liebt er diese Frau, aber mich, mich liebt er mehr. Sie sollen das wissen, weil Sie die Taktlosigkeit besaßen, mich, wie es scheint, zu bemitleiden. Übrigens habe ich das vorausgesehen. Und im letzten Moment war ich, falls Sie das bemerkt haben, nicht so begeistert von der Idee, Sie zu meinem Mann gehen zu lassen.«

»Aber«, entgegnete Penner, »Monsieur Guittard hat nie bezweifelt, dass du mir mehr bedeutest als irgendeine andere.«

Diese Offenbarung brachte Guittard endgültig aus der Fassung. Statt zu antworten, stammelte er einige einsilbige Worte. Mit einem Schlag war seine Genugtuung verflogen. Ihm wurde klar, dass man sich über ihn lustig gemacht hatte. Er ärgerte sich über sich selbst, weil er sich die Mühe gemacht hatte, Mitleid mit dem Unglück des Kolonialbeamten zu haben, und weil er sich über die Vorstellung gefreut hatte, Clotilde würde eines Tages ihm gehören. Gleichzeitig sah er das Ehepaar Penner mit einem Mal in einem solch befremdlichen Licht, dass er von diesem Augenblick an davon überzeugt war, sich nie wieder mit ihnen verstehen zu können. »Es ist unfassbar!«, dachte er. Seine Enttäuschung verwandelte sich auf der Stelle in tiefe Wut. Er beobachtete seinen Gastgeber. Dieser schien überhaupt nicht peinlich berührt zu sein. Von Zeit zu Zeit hob Guittard zum Zeichen seiner Machtlosigkeit eine Hand zum Himmel. »Es ist unfassbar!«, wiederholte er in Gedanken. »Alles hätte ich für möglich gehalten, nur das nicht. In welchen Unrat bin ich da hineingeraten? Ich, der ich so großes Vertrauen zu Clotilde hatte!«

Guittard erhob sich. Niemand hielt ihn zurück. Er warf dem Kolonialbeamten einen verächtlichen Blick zu, der schien es nicht einmal zu bemerken.

»Natürlich hätte ich Ihnen überhaupt nichts von dieser amourösen Affäre erzählen sollen.«

»Wieso nicht?«, unterbrach ihn Clotilde. »Deswegen mache ich dir doch gar keine Vorwürfe. Ich kenne die Männer gut genug, um zu wissen, dass sie nicht ihr Leben lang treu sein können, aber du hättest es nicht auf eine solche Art tun dürfen, dass man anschließend Mitleid mit mir hat.«

»Ich versichere dir, dass ich das nicht getan habe«, entgegnete Monsieur Penner. »Monsieur Guittard kann es dir bestätigen. Ich habe ihm gegenüber nur den Wunsch geäußert, er möge versuchen herauszufinden, was aus der kleinen Andrée geworden ist, genauso wie ich ihn, falls du mich darum gebeten hättest, ersucht hätte, sich nach deinem Freund, Monsieur Crupe, zu erkundigen.«

Guittard, durch diese Szene völlig verstört, wollte den Penner seine Seelengröße beweisen.

»In der Tat«, sagte er, »genauso habe ich es verstanden.«

Aber kaum hatte er sich entfernt, bereute er diese letzten Worte. »Ich hätte ihnen sagen müssen, was ich wirklich denke. Es ist eine Ungeheuerlichkeit, sich so über einen Freund lustig zu machen. Im Grunde wussten beide sehr wohl, was sie taten. Aber natürlich hüteten sie sich davor, mir vorher etwas zu sagen. Dieser Mann erzählt mir, dass er seine Frau betrogen hat, so als wisse sie nichts davon. Während sie ganz genau weiß, dass ihr Mann mir alles erzählt hat, aber so tut, als hätte sie keine Ahnung davon! Man muss wohl so alt werden, um solchen Unwahrscheinlichkeiten zu begegnen. Und ich war so naiv, das alles ernst zu nehmen.«

Was Guittard am meisten bedrückte, war das Gefühl, sich getäuscht zu haben. Hätte er nicht merken müssen, dass Monsieur und Madame Penner hinter dieser Fassade von angeblicher Verständnislosigkeit perfekt harmonierten? Und er hatte sich wie ein Kind zwischen sie gestellt und geglaubt, es wäre ein Leichtes, sie auseinanderzubringen.